

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 300.

Donnerstag, 24. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(33. Fortsetzung.)

Roman von Felix Philippi.

(Nachdruck verboten.)

Das ganze Städtchen taute tagsüber auf unter der Spätsonne und troff aus allen Rändern; wo aber die Sonne nicht hinkam, bildete sich Glatteis auf dem Pflaster.

Auch Konrads Verhältnis zu seiner Hausdame fand eine neue verständnisvolle Würdigung.

Die Frau Doktor hatte, wie jeder lesen konnte, ein eigenes Schild am Haus.

Und war eine vermögende Frau! Das Städtchen entwickelte sich doch zum Luftkurort und hatte neuerdings im Stadtwald eine Trinkhalle errichtet. Wer da den Zuzug vermögender Steuerzahler durch unqualifiziertes Geschwätz verhinderte, handelte unverantwortlich.

So der wohlbeleibte Stadtrat und Sattlermeister Scheuklapp und nickte rund herum am Stammtisch.

Nun konnte auch der Seifensieder Schwemm nicht zurückbleiben. Er war es sich schuldig.

„Es macht jeder einmal einen Scherz am Biertisch.“ Damit tat er die Vergangenheit ab und absolvierte sich und die Anwesenden mit der langgliedrigen Seifensiederhand.

„Im übrigen, meine Herren, eine Dame, die immer vom Besten kauft und bar bezahlt, feinste, weiße Lilienmilchseife und feinste Kerzen...“ Abermals streckte er die Hand aus und seine Stimme tremolierte. „Kein Wort mehr!“

„Aber natürlich!“ bestätigte Kakerlax im Ton höchster Selbstverständlichkeit und warf einen Blick um sich, ob jemand sich erdreiste, zu widersprechen.

Niemand. Konrad hätte sich seine Schmerzen sparen können. Der Stadtklatsch nahm sich nicht einmal selber ernst. Was brauchte Konrad es zu tun?

Hämmerling fand das nun fürchtbar, nannte es sogar sittliche Zerlumptheit, heute einem leichtfertig die Ehre abzuschneiden und morgen wieder anzuhängen, als wäre es nichts.

Aber Hämmerling befand sich in einer erregten Stimmung, gleichsam in einer gesteigerten ethischen Temperatur, nach der er seine Umgebung bemah und aburteilte.

Er hatte nämlich seinen „Notischrei eines Zuchthauspfarrers“, wie er seine Broschüre betitelte, in die Welt hinausgehen lassen.

Nun war die Schrift weithin beachtet worden. Der schlichte Ton des Selbsterlebten und das echte Mitempfinden des Menschenfreundes ließen Hämmerlings Ausführungen wirken wie einen Hilfeschrei und eine fürchtbare Anklage.

„Ich habe es meinen rückfälligen Zuchthäuslern nicht mehr sagen können: Deine Strafe liegt hinter dir. Nun halte dich gut, damit du nicht wiederkommst. Ich hätte leere Worte gesprochen, oder es hätte ihnen wie Hohn geklungen. Ich wußte doch und hörte es, wie sie ihre Strafe gleich einer Kette hinter sich herschleppten in die Freiheit und wie alsbald die Leute vor ihnen auswichen und die Tür schlossen. Oder ich sah hinter den Elenden einen Anlauf der Neugierde und des Abscheus, hörte

ein Schreien und Hegen „Hoh! He!“ hinter ihnen her, bis sie liefen und zuletzt atemlos zusammenbrachen.

Das alles sah und hörte ich und wußte niemand, der half. Ich habe zu den Elenden sagen müssen: Mach's nicht zu schlimm draußen, besonders tu keinem Menschen etwas zuleide. Und ich wurde verstanden.

Ich hätte auch zu ihnen sagen können: Gut wär's, wenn dich draußen bald ein körperliches Unglück träfe. Wenn du ein Bein brächest, höbe man dich auf und trüge dich in ein Krankenhaus zu pflegenden Händen. Leibliche Krankheit verstehen die Leute und erkennen ihre Pflicht zu helfen. Kranke haben viele Mitmenschen. Vor der Verbrecherseuche aber gibt es keine allgemeine Menschenpflicht, sondern nur die rohen Instinkte der Selbsterhaltung.

Wenn nun dieser Zustand sich unabwendbar verschieben sollte, müßte ich die richtende Gerechtigkeit ansprechen: Du bist unrecht! Halt ein! Die schlimmsten Verbrecher behandelst du am gelindesten, du verurteilst sie zum Tode und hast sorgsam acht darauf, daß ihr Sterben nicht länger als fünf Minuten dauert. Und die minderschweren verdammt du zu einem jahrelangen Todeskampf.

Darum klage ich vorweg den Staat an, der sich von seinen Beamten Treue schwören läßt, und daß sie alles zum Besten ausrichten sollen. Ich klage seine verantwortlichen Männer in Macht- und Ehrenstellungen an und will kein Wort zurücknehmen: Ihr habt es lange gewußt, wie es steht. Ihr sandet euch aber mit Almosen ab und wieset sie von euch, an ein Vereinlein mitleidiger Leute, das sich Gefangenen-Fürsorge heißt, obwohl diese unter hundert Elenden kaum einem kurze Zeit die Hand halten konnten.

Im Namen meiner Leute, meiner Elenden, die keine Hoffnung haben, heiße ich das Zuchthaus eine Brutalität.“

Auch Konrad hatte die Streitschrift des „sanften Gottlieb“ gelesen. Dabei hatten sich zwei Stimmen in ihm widerredet. Die eine stritt: „Er macht es zu arg.“ Aber gleich antwortete die andere: „Er sieht nur die Dinge, wie sie in Wirklichkeit aussehen, während wir zu stumpf dazu wurden.“

Wenn Konrad heute berichten müßte, wie viele von den zweihundert Insassen der Zuchthausburg unter den gegenwärtigen Umständen draußen existenzmöglich seien, müßte seine Antwort lauten: drei bis vier. Der meineidige Bauernjohn, der sein Kind abgeschworen hat. Und da und dort noch einer, vielleicht.

Er wollte nicht darüber nachdenken, nur laut zu sich selber sagen: Das sind nicht meine Sachen und geht mich nichts an.

Er wollte nicht einmal vor Hämmerling dessen Schrift erwähnen.

Das Leben war schwer genug. Kaum hatte er über Flaads schreckliches Ende hinwegkommen und sich aufatmend freuen können, daß er aus der langen Hörigkeit endlich in eine verhältnismäßig selbständige Stellung

vorgerückt sei, so sänge das Eiend an einem anderen Punkte an. Wurde das gar niemals anders?

Der einzige Mensch, der ihn nicht beglückwünscht hatte zu seiner Beförderung, war Frau Anny.

Erst war sie ihm schon und gedrückt ausgewichen, und er konnte sich vom Morgen bis Abend mit der Rätselfrage abquälen, was er denn verbrochen habe.

Herrschaft! Er blieb doch nicht ewig ein dummer Junge! Das Gezappel hatte zwischen ihm und ihr lange genug gedauert. Hatten alle Frauen Launen?

Was hatte Konrad alles mit Flaads Witwe erlebt, bis sie endlich mit Sad und Pack abgezogen war! —

Wieder einmal, als am Zuchthausstor die ersten Eiszapfen hingen, brachte er Anny einen Stod blühender Alpenveilchen für den Erker mit. Anny mochte den Winter nicht und liebte Blumen über alles. Trotzdem dankte sie ihm artig und widerwillig, daß Ruthli schnauzte: Mutti, sei nicht so ruppig gegen Bizeväterchen!

Buigel legte den Arm als Beschützer um Konrad und trockte die bleiche, strenge Frau an.

Nun verriet sich Anny. Sie erhob sich und ihre Lippen bebten, als sie sich am Tisch umwandte: „Laß dir doch Blumen von ihm schenken. Gestern hat er einen Gefangenen auspeitschen lassen, bis ihm die Haut in Fetzen hing, und heute schenkt er Blumen.“

Konrad war jetzt verantwortlich, persönlich haftbar für alle strengen Befehle des Strafvollzugs. Hatte er sich lebenslang vor der Verantwortung gescheut und sich Schritt für Schritt davor zurückgezogen bis in den Bergfried der Zuchthausburg, um nunmehr zu erfahren, daß er die allerschwerste Verantwortung auf sich nehmen müsse? Niemand nahm sie ihm ab.

Ehe Konrad antworten konnte, hatte Anny hochaufgerichtet das Zimmer verlassen. Was half es, daß Buigel ihr Bizeväterchen in Pflege nahm und ihm mütterlich die Hand streichelte?

Konrad mußte allein sein, mußte im Dunkeln mit seiner stummen Familie Rat halten. So nahe am Glück war er ihm nie ferner gewesen und hatte sich niemals elender gefühlt.

Er hatte die Jugendgeliebte zum zweiten mal verloren. Anny hatte schon Andeutungen gemacht, Ehrlich habe eine schlechte Verpflegung in der fremden Stadt, und ihr Kopfweh rühre von Unterernährung her. Die Fortsetzung hieß gewiß, sie müsse zu dem Kind übersehen.

Anny haßte ihn. Bald wurde es wieder menschenleer in der Eulenburg. Die Mäuse kamen wieder aus den Ecken und huschten über die Diele. Dann konnte Abucki endgültig und zuversichtlich knarren: Krieg! den Dalles, Essenzahn!

Während Konrad in sich hinein grübelte, hätte er Frau Anny, von der ihn nur ein paar, allerdings mannsdicke Zwischenmauern trennten, müssen weinen hören. Er hätte eine Ahnung von fern austauschen fühlen in seinem Einspännergehirn, daß hinter Annys Gereiztheit sich ihre große Anteilnahme an einem gewissen Konrad Hüßling verberge, und daß die Frau gegen einen Mann niemals mehr ankämpft, als wenn ihrer Liebe zu ihm sich ein Hindernis in den Weg stellt. Sie kann das nur nicht so sagen; mit Leiden muß sie sich weiterkämpfen, ohne das Hindernis zu nennen, das sie doch eigentlich haßt, während sie den Mann schilt.

Es gefiel ja Anny so gut in der Eulenburg, und, und . . . Er mußte das doch wissen, so deutlich, wie sie es selber wußte: Hans Böhm stirbe ihr zum zweitenmal, wenn sie in die Fremde müßte.

Nur das Zuchthaus, die fürchterliche Zuchthausburg stand zwischen Anny und Konrad. Einen Arzt hatte Anny heiraten können, obwohl ihr manches schrecklich war. Sie hatte sich daran gewöhnt. Aber keinen Senker!

Anny hatte gestern Hämmerlings Notschrei gelesen. Und Konrad hatte, als wäre das seine Antwort auf Annys Gefühle, einen Gefangenen auspeitschen lassen!

Nein! Nein! Das Zuchthaus auf seinem Felsenstuhl war ein gespenstisches Ungetüm, ein Menschenfresser.

Gerade raffelte in Konrads stiller Familie die Kastenuhr, katarrhalisch heiser. Sie verstand als Erb-

tante ihren Nefen besser. Was hatte Konrad gehalten, welche Kraftanstrengung hatte es ihn gekostet, wieder einmal zum abschreckenden Beispiel ein schreiendes Menschentier auf den Bock aufschnallen und auspeitschen zu lassen.

Und dabei zu stehen mit verbissenen Zähnen und zu zählen, und jeden Schlag zu kommandieren!

Der Zuchthausdirektor hätte auch den Hausvater abordnen können. Er konnte sich auch ganz um die Barbarei herumdrücken, prügeln zu müssen.

Aber Konrad wollte nicht. Er war ein Mann geworden. Seinetwegen mochte man ihn einen Folterknecht heißen. Er sündigte, ja! Aber er stand im Krieg gegen das ungezähmte, wilde Wüstentier, das friedliche Karawanen überfiel. Hinter Konrad hoben sich flehende Hände, schütze uns! Wir alle sind mehr als einer.

Da war er seines Zauberns Herr geworden. Endlich!

Als Konrad die Empörer bei Flaads Tod aburteilte, fand er einen, der einem Aufseher mit der Faust ins Auge geschlagen hatte. Einen Zuhälter aus dem Großstadtpfump, der seine eigene Frau gegen Geld preisgab und an der Tür die Hand aufhielt.

Alle Nächte waren bei dem geplagt. Bei Hämmerling schlief einzig er allein im Gottesdienst.

„Fünfundzwanzig!“ hatte Konrad Hüßling befohlen. Da wurde die Kreatur wach und winselte.

Der Hausvater Sozujagen verneigte sich dankbar: Der Nichtsnutz mußte die neunschwänzige Kaze miauen hören.

(Fortsetzung folgt.)



Der Weihnachtsstern.

Wo im weiten Weltentraume
Heut der helle Stern wohl ist,
Der die Hirten wie im Traume
Führte zu dem heil'gen Christ?

Antwort leuchtet diesem Fragen
Tief im gold'nen Schein der Kerzen:
Gottes Hand hat ihn getragen
Aus der Höhe in die Herzen.

In dem Wirbel der Planeten
Suchst du dir das Auge blind,
Unterm Weihnachtsbaum, zu beten,
Strahlst das Sternlein — sieh, dein Kind!
Ernst Theodor Müller.

„Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

Von Roderich Meinhard.

Professor Johann Schulerus, der Grieche und Römer, hatte als Vorstand der Prima des Gymnasiums zu Rainthal ein schweres Leben. Seine grenzenlose Gutmütigkeit wurde von allen Schülern stets mißbraucht und er verstand es nicht, seinen Worten den rechten Nachdruck zu verleihen. Die Kurzsichtigkeit seiner wasserblauen Kinderaugen, sein Jäbarn, der aber nie vollen Ernst machte, sondern gewissermaßen nur anstandsbalber ab und zu hervorbrach, trug dazu wesentlich bei. Das blonde, struppige Haupthaar, der etwas lomische Tonfall seiner Stimme, die Art, wie er das „r“ so rollend, gleich fernem Donner auszusprechen gewohnt war, all das machte sich die Frechheit der Jungen zu nute. Johann Schulerus konnte aber keinem seiner Schüler ernstlich böse sein, jedes harte Wort, das er manchmal im Ingrimm des Augenblickes laudend hervorstieß, bereute er sogleich wieder.

Aber wenn die Güte eines Lehrers in haltlose Weichheit ausartete, so wird sie in der Schule nie gewürdigt, sondern stets mißbraucht. Die ärgsten Bubenstreiche spielten ihm die Jungen; so setzten sie ihm durch das Loch der Tintenfaßaböhlung einen Sperrling in das Rost, sperrten eine Kaze hinter die Schubtür der Zimmerlüftung, die dort gräulich zu miauen begann, worauf Johann Schulerus höchst erstaunt meinte: „Wer macht denn dieses absonderliche Geräusch?“

Auf die Tafel, die hinter seinem Pulte an der weißen Wand hing, malten die Buben mit Kreide einen Heiligenschein, genau über der Stelle, an die Schulerus gerne, sich zurückneigend, sein müdes Haupt anzulehnen pflegte,

so daß er sich, selbst gänzlich ahnungslos, wie der heilige Josef ausnahm.

Heute war der letzte Schultag vor den Weihnachtsferien. Draußen vor den trübten Fenstern sank langsam flockiger Schnee zur Erde herab und schuf die wahre, richtige Weihnachtsstimmung. Wer erinnert sich nicht mehr dieser schönsten Zeit des ganzen Schuljahres, in der jeder Tag, der verrinnt, wie ein Schritt weiter zur Seligkeit empfunden wird? Wer denkt nicht mehr der kunstvoll angelegten Zettel, auf denen ein Tag nach dem anderen, eine Schulstunde nach der anderen, mit einer innerlichen Befriedigung gestrichen wird, wie man sie später im Leben nur mehr selten erlebt.

Für diese letzte Stunde vor dem Flug in die süße Freiheit von ganzen zehn Tagen, die Johann Schulerus zu halten hatte, war die Prima unter Führung des langen, an Einfällen so reichen Lauterbach auf einen ganz besonderen Akt gekommen, ein Spas sollte es werden, der seinesgleichen suchen mußte. Hinter der letzten Bank hatten die Jungen einen ansehnlichen Weihnachtsbaum verborgen, geschmückt mit Wachskerzen und allerlei billigem Tand. Der wurde nun während der Pause hervorgeholt und mitten auf dem Bulte des Lehrers aufgespiant. Zwei Buben aber standen bei der Türe Wache, damit keine Störung eintreten könne.

Flugs ließen sie die Vorhänge an den Fenstern alle herab und als nun ein Licht nach dem anderen auf der kleinen Tanne aufflammte, gröhnte die ganze Klasse in hellem Entzücken. Eben als sie nun mit diesen Vorbereitungen fertig waren, ertönte die Pause zu Ende und die Glocke draußen auf dem Gange sandte ihren schrillen Klang durch das ganze Haus. In Eile huschten die Jungen wieder auf ihre Plätze und sahen dort, atemlos vor Spannung auf die Dinge, die da kommen sollten.

Ruhig und friedlich brannten die Kerzen auf dem Baume, mit dem Duft des Harzes und Wachses schwebte der unnennbare Zauber der Weihnacht durch den Raum, und mancher der Buben, der weicher veranlagt war, vergaß es völlig, daß es einen Akt galt, daß man dem guten Schulerus einen Streich spielen wollte.

Dieser ging unterdes ahnungslos auf dem langen kalten Gange draußen auf und nieder, dachte hin und dachte her, daß er über Weihnachten wohl hier in der kleinen Stadt bleiben würde, da er ja außer einem verheirateten Bruder in Innsbruck niemand Verwandten besaß. Und mit dem stand er sich auch nicht zum Besten. Da würde der Weihnachtsabend für ihn, den alternden Junggesellen, wohl recht einsam und traurig werden. Ob der geliebte Homer auch darüber hinwegzuhelfen imstande war? Wohin waren die Tage der eignen glücklichen Kindheit entschwunden?

Voll dieser trübten Gedanken öffnete Johann Schulerus langsam die Tür zu seiner Prima und blieb dort gebannt stehen.

Das flackernde Kerzenlicht schwamm im Raume und der silbrige Tand in den Nadeln des Bäumleins glitzerte und schimmerte.

Die ganze Klasse erhob sich mit einem Ruck von den Bänken und alle begannen langsam und feierlich im Chöre zu singen:

„Stille Nacht . . . heilige Nacht . . .“

Nur mühsam unterdrückten einige das unaufhaltsam hervorbrechende Lachen, aber sie sangen weiter, jeden Augenblick einen von den komischen Hornesaussprüchen des Professors erwartend.

Aber er wollte nicht kommen. Johann Schulerus hielt die Hände vor sich gefaltet und in den dicken Gläsern seiner Brille spiegelten sich die Weihnachtslieder. Ganz ruhig stand er und die Jungen sangen.

In höchster Überraschung, daß nichts geschah. Die kleine Tanne, die sie aus dem tief verschneiten winterlichen Walde geholt hatten, aber freute sich und ihr grüner Leib entandte himmlische Wohlgerüche. Und nun überrann auch all die Jungen die feierliche Weihnachtsstimmung, ihr Gesang wurde von diesem Gefühle getragen, gewann an Innigkeit und Wärme.

Auch die letzte Strophe sang sie zu Ende, unsicher, völlig aus der Fassung gebracht, schwiegen sie endlich. Leise knisterten die weihen Kerzen und man hörte die Atemzüge im Raume.

Da schritt Johann Schulerus langsam auf das Podium hinauf und seine Stimme schien von der Rührung, die er hinunterzukämpfen bemüht war, leicht belegt. „Ich danke euch, junge Freunde. Ihr habt mir mit eurer Aufmerksamkeit eine große Freude gemacht. Ich werde mir das gut merken. Danke! — So, und nun löst schon die Pächter aus und laßt mir den lieben Tag wieder herein!“

Keiner sprach ein Wort. Leise auf den Beben schleichend, taten die Jungen wie gebetteten, leise, um den Zauber der Stimmung nicht zu zerstören.

Und schämten sich. — — — — —

Wie man früher bescherte.

Die Weihnachtsbescherung, die heute im Mittelpunkt unseres Festes steht, hat sich erst ganz allmählich herausgebildet und jene verklärte Stimmung erhalten, die heute Weihnachten zum hohen Fest der Freude macht. Die Sitte des Schenkens war während des Mittelalters mit dem Jahresanfang verknüpft, wie dies schon im alten Rom der Fall gewesen war. Das Beschenken von Erwachsenen wurde auf den Weihnachtstag verlegt, weil man den Jahresanfang im Mittelalter vielfach zu Weihnachten ansetzte. Wenn wir also im Mittelalter von Weihnachtsbeschenken hören, so sind es eigentlich Neujahrsbeschenke. Eine solche Jahresanfangssitte schildert um 1400 der Presbyter Aliso, wenn er von dem „Christabend“ erzählt, den Geschenken, die am Abend vor der Geburt des Herrn ausgeteilt werden. „Ehrbare Greise öffneten an diesem Abend freigiebig ihre Häuser bis zum Dache, damit jeder Bedürftige eintrete und sich erquide“, heißt es in dieser ersten ausführlichen Schilderung der Christbescherung. „Ja, die Alten bewiesen die Freigebigkeit in dieser Nacht nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren, indem sie ihnen an diesem Abend mehr Futter gaben als sonst. Ebenso pflegten die Alten in dieser Nacht ihre Taschen offen zu halten, damit, wohin sie auch gingen, das Geld ihnen besser zur Hand sei, um es den Armen zu geben.“ Aliso erwähnt aber auch schon, daß mit diesen Geschenken Mißbrauch getrieben werde, indem man sie aus Hochmut und um zu prunken verleihe und damit Verschwendung treibe. Daher finden wir denn auch schon im 14. Jahrhundert Verbote der Weihnachtsbescherungen, und später wird genau festgesetzt, wen man beschenken darf und wie viel man schenken soll. So befiehlt z. B. die sächsische Polizeiordnung von 1661, daß die Paten den Kindern nichts schenken dürfen, nur die Eltern, und daß die Diensthoten nichts außer ihrem Lohn erhalten dürfen. Weihnachten als das Fest der Kinder war bis zur Reformationszeit unbekannt. Die Kinderbescherungen erfolgten am Martins- oder Nikolausfest. Erst als im 16. Jahrhundert die Martins- und Nikolausumzüge immer häufiger mit dem Weihnachtsfest verbunden werden, entstand die weihnachtliche Kinderbescherung, von der wir zum erstenmal aus Straßburg im Jahre 1523 hören. Hier wird die Sitte der Christbescherung mit dem alten Patengeschenk an das neugeborene Kind, dem sog. „Kindsfuß“, in Verbindung gebracht, indem die Geschenke an die Kinder als Patengeschenke an das neugeborene Jesuskind aufgefaßt werden. Die Geschenke heißen die „Christbürde“, dem als Lohn für die bösen Kinder die „Christrute“ gegenübersteht. Was in einer solchen Christbürde des 16. Jahrhunderts enthalten war, darüber gibt uns der Pfarrer Thomas Vinita in seinen 1572 erschienenen Predigten Auskunft: „Die Kinderlein finden in ihren Bündlein allerlei Dinge: erstlich Geld, viel oder wenig, nachdem der Hausherr-Christ vermag und reich ist; doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Heller oder Pfennig, in Apfel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Danach finden sie auch geistliche Dinge, als Christstollen, Zuder, Pfefferkuchen, daneben Apfel, Birnen, Nuß und allerlei. Zum dritten finden sie ergötliche Dinge, als Puppen und mancherlei Kinderwerk. Zum vierten finden sie nötige und zur Bekleidung dienliche Dinge, gar mancherlei und hübsche Kleiderlein. Zum letzten finden sie auch, was zur Lehre, Gehorsam und Bußt gehört, als Abc-Büchlein, Fibeln, schöne Bücherlein, Schreib- und Federzeug, Papier usw. und die angebundene Christrute.“ Im 17. Jahrhundert ist dann die „heilige Christbescherung“ mit solchen Christbündeln ganz allgemein, wobei den Kindern erzählt wird, daß der heilige Christ die schönen Dinge bringt. Vornehme und reiche Leute aber schenkten den Kindern so viel, ganze Puppenstuben und Ausstattungen, daß sie in der Christbürde nicht mehr Platz hatten. So müssen die Gaben denn auf einem oder mehreren Tischen aufgebaut werden, und so entwickelt sich die Bescherung in unserem Sinne, die wir zum erstenmal in der lateinischen Abhandlung des Zittauer Privatdozenten Kisking „Von heiligen Christgeschenken“ 1737 geschildert finden.



Traum-Weihnachten.

Erlösung sucht die Welt,
Die nichts erbellt
Als Hoffnung.
In jeder Kerze,
Die wir zünden,
Münden

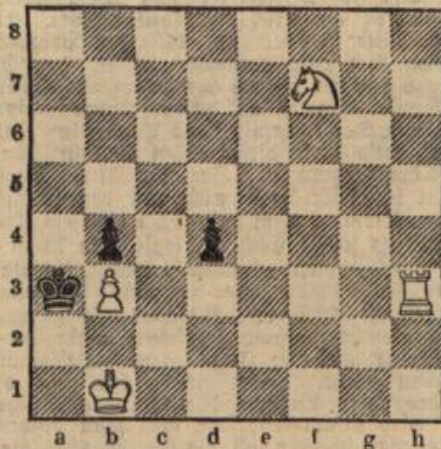
Die Träume,
So uns tragen
Tagen
Entgegen, die Ziel
Und Leid-Erlösung sind,
Marie Hagedorn.

Spiele und Rätsel

Schach

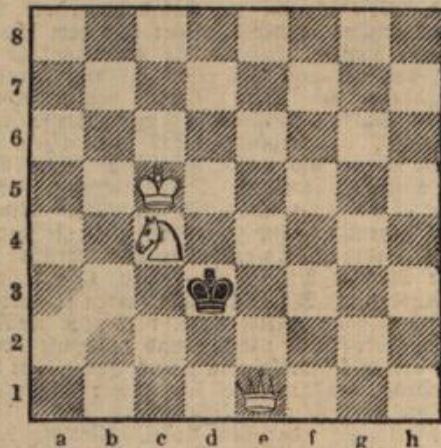
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

722. J. Klemonstewicz (1925).



Weiß: Kb1, Th3, Sf7, Bb3; Schwarz: Ka3, Bb4, d4.
Matt in 3 Zügen.

723. H. E. Dudley (1924).



Weiß: Ko5, Del, Sc4; Schwarz: Kd3.
Matt in 3 Zügen.

Zwei leichte Schachminiaturen: 722 (Wiener Sch.-Zt.) Hübsches Zugzwangstck, bei dem nur die Schlüsselfigur zu schnell erraten ist — 723 (D. Sch.-Zt.) Entschieden schwieriger: die Wahl macht Qual.

Der Sieg von Moskau.

Und abermals fiel hier, diesmal friedlich, die Entscheidung: der Osten besiegte den Westen, ein Untergang des Abendlandes im Kleinen. Die Meister des Westens kommen zurück mit der Ueberzeugung, daß der schachtchtige Nachwuchs Rußlands die Vorherrschaft in diesem geistvollen Sport an sich gerissen hat. Bis dahin pendelte sie auf der Linie Wien—Prag—Berlin. Das sporadische Erscheinen amerikanischer Schachmeteore (Morphy!!! Pillsburg! Capablanca! und jetzt Torre!?) konnte Amerika die Schachhegemonie bis jetzt nicht sichern. Der Weg des Schachs ging in den Jahrhunderten von Arabien—Spanien nach Italien, Frankreich, England, Deutschland bis Rußland und wie Lasker in seiner Moskauer Eröffnungsrede ausführte, vom Knigsschlober Adelshfe und Brgerkreise ins Volk. Die SSSR erkannte nach anfänglicher Feindschaft die sittlichen, geistigen Werte des Schachs als wirksamstes Gegenmittel gegen die Grundübel ihres Volkes, Roheit und Trunksucht. Der „Obere Rat für physische

Kultur, Sektion für Dame- und Schachspiel rft sich in den Schulen lehren und übernahm die erheblichen Kosten zum Turnier. Eine geschickte Taktik, deren gute Folgen sich auswachsen werden. — Und aus Deutschland kommt ein hässliches Echo: Die Frankf. Volksstimme gab einen Aufruf der Arb.-Schach-Zeitung weiter, „die Russen in die bürgerliche Front einzureihen und gegen sie Kampf zu führen, weil die bewusten Gegner der Arbeiterbewegung aus den bürgerlichen Schachverbnden, Berufsspieler usw. daran teilnehmen.“

Zwei Kurzpartien.

Nr. 348. Weiß: E. Delmar; Schwarz: N. N.

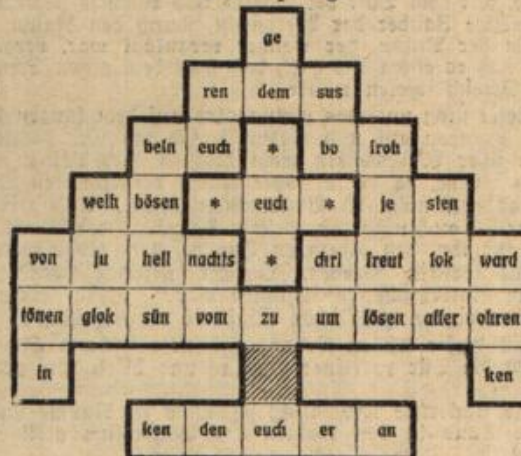
1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, Sxd4; 4. Sxe5, c5? 5. Lc4, Se6; 6. 0—0, d6? 7. Lb5+, Ld7? 8. Sxd7, a6? 9. Sf6+, Ke7; 10. Sd5#.

Nr. 349. Pistyan (1912). — Weiß: Breyer; Schwarz: Balla.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Sc3, f5; 4. d4, fxe; 5. Sxe5, Sf6; 6. Lc4, d5; 7. Sxd5, Sxd5; 8. Dh5+, g6; 9. Sxg6, hxg; 10. Dxg6+, Kd7; 11. Lxd5, De8; 12. Lf7, De7; 13. Lg5, Se5; 14. Df5+, aufgegeben.

Rätsel

Rösselsprung.



Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a, au, berg, chi, cho, di, du, e, ein, en, er, erb, eu, fax, fen, fried, gel, gie, gu, ha, hin, horn, horn, i, in, ke, kel, le, lei, li, li, lo, nas, ner, nier, nik, nus, o, on, pi, ra, ra, re, ri, rich, ro, rur, schnek, se, sel, skor, stei, stus, ta, ter, u, wein, wran bilde man 23 Wrter, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide von oben nach unten abzulesen sind. (x gilt als w.)

Die Wrter bedeuten: 1. Männl. Vorname, 2. Blume, 3. Klufft in den Salzburger Alpen, 4. Stadt in Kanada, 5. Felsen im Rhein, 6. Menschenrasse, 7. Krankheit, 8. Haustier, 9. preuß. Feldmarschall, 10. Hülsenfrucht, 11. europ. Staat, 12. Inder, 13. Dickhäuter, 14. rm. Kaiser, 15. Wissenschaft, 16. Hunderasse, 17. Fabeltier, 18. Metall, 19. Schnecke, 20. Planeten, 21. Vogel, 22. Rheinwein, 23. Sternbild.

Kreuz-Rätsel.

1—2 Zeitmaß, 3—4 kaufm. Auftrag, 3—2 Amtstracht, 1—3 Oedland, 1—4 verrottete Stoffe.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rtsellsungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 296.

Bilder-Rätsel: Am meisten Unkraut trägt der fetteste Boden. — Silben-Rätsel: Elefant, Ignatiew, Linse, Eifendi, Mandel, Irene. Eile mit Weile. — Gleichklang-Rätsel: Mutter.

Richtige Lösungen sandten ein: Anton Guck, Ernst Ludwig Kauffmann, E. Kell, Ly Luft, Edgar Schleyer, Lepi u. Heini Schliephake, Maria Spellucci, Kurt Stern, Erich Thiel, sämtlich aus Wiesbaden; Otto Prckel aus Hahn i. T.